Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 35 (1979)
Heft: 4

Artikel: Zwei Glaubensgrundsätze der neuzeitlichen Sprachwissenschaft
Autor: Scheidegger, Urs
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421275

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zwei Glaubensgrundsätze der neuzeitlichen Sprachwissenschaft

Von Urs Scheidegger

Die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts wurde maßgeblich durch zwei Forschungsrichtungen geprägt: anfänglich durch den *Strukturalismus,* seit ungefähr der Mitte dieses Jahrhunderts durch den in den Vereinigten Staaten aufgekommenen *Generativismus.*

Beide Richtungen — so werde ich im folgenden ausführen — sind in ihrer Auffassung von Sprachuntersuchung durch zwei ungerechtfertigte Glaubenssätze beherrscht, die in gewisser Weise miteinander zusammenhängen und die weitgehend in der platonisch-platonistischen Überlieferung von Sprachbehandlung verwurzelt sind. Zum einen handelt es sich um jenen Glaubenssatz, wonach die mannigfaltigen Erscheinungen menschlicher Sprechtätigkeit (im folgenden kurz Sprache genannt) zum Zwecke wissenschaftlicher Behandlung auf einen bloßen Zeichenbestand eingeengt werden müßten; zum andern um jenen Glaubenssatz, wonach dieser Restbestand von Zeichen den eigentlichen Sachbereich der Sprachwissenschaft ausmache.

Allein angesichts der Tatsache, daß sich die neuzeitliche Sprachwissenschaft unter dem Einfluß von *F. de Saussure* überwiegend der Beschreibung des besagten Zeichen*bestandes* angenommen und Fragen der Zeichen*anwendung* im zwischenmenschlichen Verständigungsvorgang weitgehend unberücksichtigt gelassen hat, wird nur allzu deutlich, daß in der Nachfolge *Saussures* vorwiegend über einem eingeschränkten und abgesonderten Sachbereich gearbeitet wurde. Gegen derartige, mitunter notwendige Einschränkungen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, solange man dabei Sprache nicht zu einer unabhängigen und selbständigen Wesenheit verdinglicht, sondern aus wissenschaftlichen Erwägungen die Vielfalt sprachlicher Erscheinungen als Zeichen begründet. Dabei muß sich allerdings die einschränkende Vorgehensweise durch entsprechende Brauchbarkeit ihrer Ergebnisse als gerechtfertigt erweisen. Gerade in dieser Beziehung ist jedoch der *Strukturalismus/Generativismus* insofern zu wenig umsichtig, als er Sprache in unzulänglichem Maße auf einen formalen Zeichenbestand einschränkt und darüber hinaus auch noch an dessen Unabhängigkeit festhält. Dadurch läuft unter anderem die Sprachwissenschaft Gefahr, ein wesenbestimmendes Merkmal von Sprache aus ihrer Behandlung auszuschließen, nämlich jene Bestimmung von Sprache zum Zwecke zwischenmenschlicher Verständigung.

Ganz abgesehen davon, bilden derartige glaubensmäßige Grundüberzeugungen für die Weiterentwicklung der Sprachwissenschaft ein Prokrustesbett: neue Fragestellungen können gar nicht mehr aufkommen oder werden im voraus unter Berufung auf die überlieferten Anschauungen der Klassiker zurückgewiesen.
Was nun im einzelnen die sprachtheoretischen Grundsätze von *F. de Saussure* betrifft, so wird gewöhnlich in den problemgeschichtlichen Abhandlungen zur Sprachwissenschaft seine *Langue-parole-Dichotomie* (als wesentlicher Bestandteil seiner Theorie) mit einer Selbstverständlichkeit aufgeführt, wie dies nur bei unerschütterlichen und grundlegenden Einsichten üblich ist. Nichtsdestoweniger handelt es sich bei ihr im Hinblick auf „Kommunikationswirksamkeit" insofern um eine Fehleinschätzung, als Sprache bewußt auf eine Zeichenmenge herabgewürdigt und diese Zeichenmenge zum eigentlichen Gegenstand der Sprachwissenschaft gemacht wird. Dabei helfen *Saussure* auch nicht jene Verlegenheitsbestimmungen weiter, wonach er seinem mittlerweile zur bloßen Form geronnenen Zeichensystem *(langue)* kurzerhand *„psychische"* Eigenschaften zuzuschreiben versucht und dem so verstandenen *Langue*-Begriff — gewissermaßen zur Entlastung der allzu formal ausgefallenen Theorie — darüber hinaus auch noch *„soziale"* Bestimmung beizumessen bemüht ist, wo es doch geradezu zu erklären gilt, inwiefern Sprache *„psychisch"* beziehungsweise *„sozial"* zu verstehen ist.
Die aus diesem zwielichtig erscheinenden sprachtheoretischen Programm abzuleitenden Lehren sind die, daß man Sprache entweder angemessen *„psychisch"* beziehungsweise *„sozial"* angeht und dabei von einer Einschränkung auf ein formales Zeichensystem abkommt oder aber daß man dogmatisch an der Sprache als formalem Zeichensystem festhält und sich der Tatsache voll bewußt ist, unter Verzicht auf eine angemessene *„psychische"* bzw. *„soziale"* Bestimmung lediglich Grammatik zu betreiben.
Auf den letztgenannten Fall stützte bekanntlich *L. Hjelmslev* seine Überlegungen, indem er die sprachwissenschaftliche Forschung auf reine Formuntersuchungen beschränkte und folgerichtig jegliche Beobachtungsgesichtspunkte auszuklammern versuchte. Infolge dieser beharrlichen Weiterentwicklung des saussureschen Ansatzes nahm *Hjelmslev* die Preisgabe der sprecherbezogenen Grundlage in Kauf: eine geradezu beispielhafte Verwirklichung der beiden erwähnten Glaubenssätze und eine an Steife und Starrheit kaum mehr zu übertreffende sprachuntersuchende Haltung.
Einen ursprünglich weiter gefaßten Ansatz machte der amerikanische Linguist *L. Bloomfield,* der Sprache als eine besondere Form menschlichen Verhaltens verstand, die sich irgendwie aus

den Quellen allgemeinen menschlichen Zusammenlebens erklären lassen muß. Leider fiel später auch bei ihm das Sprachstudium mit der Untersuchung vom Verhältnis zwischen *„Laut“* und *„Bedeutung“* in seinem eigens dargelegten Sinn zusammen. Außerdem sah er sich im Zuge seines *„behavioristischen“* Rahmens dazu genötigt, seine Ausführungen vorerst auf die lautlichen Gesichtspunkte einzuschränken und das Bedeutungsproblem, gerade weil die Bedeutung als etwas Außersprachliches mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln angeblich noch nicht angemessen erfaßt werden konnte, vorläufig noch zurückzustellen. So bleibt schließlich auch sein Ansatz in dem Sinn einschränkend und verdinglichend, als Sprachuntersuchung mit Lautuntersuchung zusammenfällt.

Im Fortgang der strukturalistischen Entwicklung in Amerika war es *N. Chomsky,* der auf der einen Seite glaubte, durch die *„generative Kraft“* seiner Grammatik der steifen und wenig anpassungsfähigen Sprachbetrachtung des Strukturalismus wirksam entgegentreten zu können. Überdies wähnte er sich in der sicheren Meinung, durch seinen Begriff der *„Sprachkompetenz“* die einschränkende Sprachauffassung des angestammten Strukturalismus um ein weiteres sprecherbetontes Mittel bereichert zu haben. Bei genauerem Zusehen stellt sich jedoch heraus, daß er trotz seiner wohlwollenden Vorschläge unter Sprache — ganz und gar auf strukturalistischer Linie — weiterhin eine Menge von Sätzen versteht, deren richtige Bildung es durch die Grammatik (verstanden als Regelsystem, das die Entsprechung Laut—Bedeutung zum Ausdruck bringen soll) zu erklären gilt.

Hinter *Chomskys* anfänglich vielgerühmtem Begriff der *„Sprachkompetenz“* verbirgt sich einzig ein mechanisches Verfahren, das erlauben soll, die Menge der wohlgeformten Sätze einer Sprache zu erzeugen *(generieren),* wobei sowohl der Begriff der Menge als auch der des Generierens im mathematisch induktiven Sinn gefaßt sind und daher in Tat und Wahrheit soviel wie nichts zur Erklärung der *„Sprachkompetenz“* beizutragen vermögen.

Etwas überspitzt kann man behaupten, daß es sich bei der *„Generativen Grammatik“* zu guter Letzt um eine Neuauflage der strukturalistischen Auffassung handle, allerdings mit dem unbestreitbaren Zusatz, daß sich jene gegenüber dieser aufgrund ihrer theoretischen Überlegungen, ihrer technischen Mittel und der einheitlichen Berücksichtigung von verschiedenen Sprachebenen (Lautlehre, Satzlehre, Bedeutungslehre usw.) durch einen höheren an Durchsichtigkeit auszeichnet. Jedoch die Loslösung von Sprache aus dem zwischenmenschlichen Verkehr und ihre Rückführung auf bloße Form, die in der „Maschinensprache-Hypothese“ der Generativisten ebenso angelegt ist wie etwa in

der strukturellen Beschreibung sprachlicher Kategorien, verbinden die „*Generative Grammatik*“ in gleicher Weise mit den verschiedenen Ausprägungen des *Strukturalismus*.
Zusammenfassend betrachtet zeichnet sich die strukturalistisch/generativistische Auffassung von Sprachuntersuchung dadurch aus, daß in ihren Ausführungen

1. Sprache in ihrer Gesamtheit auf einen bloßen Formbestand *eingeengt* wird und
2. dieser eingeengte Formbestand zu selbständigen Wesenheiten (wie etwa Zeichen, Symbol, Bedeutung usw.) *vergegenständlicht* wird.

Die hieraus abzuleitenden Folgen sind unter anderem die, daß:

(i) Sprache und Wirklichkeit scharf voneinander abgetrennt werden;
(ii) sich keine hinreichende Erklärung findet über sprachliche Verständigungsvorgänge;
(iii) sowohl Sprachzusammenhänge wie auch Äußerungsumstände unberücksichtigt bleiben;
(iv) eine mitbestimmende Rolle der Sprache im menschlichen Erkenntnisvorgang nicht vorgesehen ist;
(v) eine Erklärung für die Erscheinung von sprachlichen Neubildungen ausgeschlossen bleibt;
(vi) die Untersuchung von sprachlichen Einheiten nicht über die Satzebene hinausreicht;
(vii) das Wahrheitswertproblem von gewissen Sätzen übergangen wird.

Das Vorhaben, die unter (i) bis (vii) aufgeführten Mängel der strukturalistischen/generativistischen Sprachbetrachtung in eine sprachtheoretische Gesamtuntersuchung aufzunehmen, hat nicht notwendigerweise einen Rückfall in die vorsaussuresche Sprachwissenschaft als einen „wirren Haufen verschiedenartiger Dinge, die unter sich durch kein inneres Band verknüpft sind“ *(Saussure)* zur Folge. Vielmehr bin ich der Ansicht, daß — wenn es sich auch bei einigen der unter (i) bis (vii) angeführten Punkte nicht unbedingt um unmittelbar beobachtbare Gegebenheiten handelt — sich diese dennoch insofern als vorhanden erweisen, als sie sich auf dem Umweg über die gegebenen Sprechhandlungen, die offensichtlich gewissen Beobachtungsgesichtspunkten zugänglich sind, erschließen und aufgrund dessen angemessen in eine sprachwissenschaftliche Gesamttheorie eingliedern lassen.
Um gegebenenfalls aufkommenden Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich mit Nachdruck darauf hinweisen, daß ich mich gegenüber der wissenschaftlichen Grundüberzeugung des *Strukturalismus/Generativismus* grundsätzlich nicht ablehnend verhalte, sondern lediglich hervorheben möchte, daß es an der Zeit

ist, bei Sprachuntersuchungen nicht allzu kurzsichtig vorzugehen, sondern den Blick auch auf jene Begleiterscheinungen von Sprache auszuweiten, wie sie unter (i) bis (vii) aufgeführt sind. Diese Erweiterung der sprachwissenschaftlichen Forschung ist gerade deshalb angezeigt, weil Sprechen und Verstehen, kurz: der Verständigungsvorgang eine äußerst verwobene menschliche Tätigkeit ist, welche die vielfältigsten menschlichen Fähigkeiten verlangt, so zum Beispiel einen tadellosen Ablauf des Wahrnehmungsvorganges, Möglichkeiten zur Aufbereitung von gemachten Wahrnehmungen, erkenntnismäßige Verarbeitung vergangener Erfahrungen, Vorwegnahme möglicher sprachlicher und/oder anderer Handlungen, Interessenvergegenwärtigung, Beherrschung von gesellschaftlich anerkannten Handlungsabläufen und nicht zuletzt die Möglichkeit des Hervorbringens wohlgeformter Lautgebilde. Menschliche Verständigungsfähigkeit ist dabei durch eine Reihe weiterer Tätigkeiten bedingt, die wechselseitig voneinander abhängig sind. Diesen Zusammenhang zwischen der menschlichen Handlungsfähigkeit ganz allgemein und der sprachlichen Verständigungsfähigkeit im besonderen sollte man sich zur Grundlage einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung wählen. Denn offenbar eignet sich jeder Mensch vom Beginn seiner ersten Lebenstage an fortschreitend — vorerst einmal in einfachen Verständigungshandlungen — den geregelten Gebrauch von sprachlichen Ausdrücken durch wiederholte Verwendung an, wobei dazu sowohl die Anwendungsbeispiele als auch die Mitglieder der jeweiligen Sprachgemeinschaft notwendige und hinreichende Bedingung sind.

Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes bei weitem überschreiten, wollte ich eingehender auf den angedeuteten Vorschlag zu sprechen kommen. Den Zweck des vorliegenden Beitrages erachte ich als erfüllt, wenn dieser durch das Aufzeigen der sprachanalytischen Mängel im *Strukturalismus/Generativismus* einen bescheidenen Hinweis zur Selbstbesinnung der Sprachwissenschaft beizusteuern und dadurch einige Anstöße für eine in der eben vorgeschlagenen Richtung betriebene Sprachuntersuchung zu geben vermag. Dies letztere um so mehr, als einerseits die Schwerpunkte im Fremdsprachenunterricht mehr und mehr auf den zwischenmenschlichen Verständigungsvorgang verlagert werden, sich andererseits aber auch die moderne, von Technik weitgehend beherrschte Gesellschaft nicht so sehr für Sprache um ihrer selbst willen interessiert, sondern vorzugsweise als Mittel zwischenmenschlicher Verständigungsmöglichkeiten. Um diesen Bedürfnissen nachzukommen, scheint — wenn überhaupt eine Wissenschaft — die Linguistik als Wissenschaft von der Sprache und Mitteilung dazu gerade geschaffen zu sein.

Der vorliegende Aufsatz bezieht sich insbesondere auf folgende Autoren und Werke:
Saussure, Ferdinand de, Cours de linguistique générale. Edition critique par Rudolf Engler. Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1968. / *Hjelmslev, Louis,* Omkring sprogteoriens grundlaeggelse, Köbenhavn 1943. / *Bloomfield, Leonard,* Language, London 1933. / *Chomsky, Noam,* Syntactic Structures, Den Haag 1957. / *Chomsky, Noam,* Aspects of the Theory of Syntax, Cambridge Mass. 1965.

Deutsch und deutlich

Deutlichkeit ist natürlich nicht nur ein deutschsprachiges Anliegen. Tolstoi soll einmal zu Gorki gesagt haben: „Wenn ich König wäre, würde ich ein Gesetz erlassen, das jedem Schriftsteller das Schreiben verbietet, der ein Wort in einer falschen Bedeutung verwendet. Und wenn er einen grammatischen oder syntaktischen Fehler begeht, würde ich ihn auspeitschen lassen." Auf Gorkis Einwand, wo da die Freiheit des Schriftstellers bleibe, meinte er, die Freiheit zu schreiben sei freilich schützenswert, „aber nicht die Freiheit, schlecht zu schreiben".
Wenn die Wendung „deutsch und deutlich" zu dem geworden ist, was wir heute darunter verstehen: klar, ehrlich, ohne Umschweife (Dinge, die zum Grundprogramm des guten Stils gehören), so liegt das zunächst an der einprägsamen stabreimenden Formel; unterströmig spielt aber gewiß auch der sprachgeschichtliche Zusammenhang mit: beide Teile des Doppelausdrucks entstammen derselben Wurzel. ‚Deutsch' geht auf das alte Substantiv ‚diot', ‚diet' für Volk oder Stamm zurück, das in verschiedenen Personennamen weiterlebt (Diethelm, Dietrich beispielsweise), aber auch im Verb deuten und seinen Ableitungen. ‚Deuten' ist ‚zeigen' (spürbar etwa in der Wendung „auf etwas hindeuten") und hatte ursprünglich den Sinn: vor versammeltem ‚diet' etwas erklären, verständlich, eben: ‚deutlich' machen. Schiller weist in den „Räubern" auf die enge Verwandtschaft von ‚deutsch' und ‚deutlich' hin, wenn er (IV/5) den Razmann zu Spiegelberg sagen läßt: „Wo will das hinaus — rede deutscher!"
Im stilistischen Bereich heißt „deutsch und deutlich": einen Zustand oder Hergang so beschreiben, einen Gedanken so formulieren, ein Thema so behandeln, daß jedermann folgen kann. Wer deutsch und deutlich schreibt, läßt keinen Raum für Mißverständnisse. Er leistet damit nicht nur dem Leser, sondern auch der Sache einen Dienst, ja darüber hinaus auch sich selber. Denn eine klare Sprache erzieht zu klarem Denken (der Satz gilt auch